



Nr. 28

Donnerstag, den 14. Juli 1904.

19. Jahrgang

## Der geplagte Minister.

Minister sein ist heute schwer,  
Da muß man Alles können:  
Zur Saubach reiten auf dem Gaul,  
Mitmachen tolle Rennen.

Im Auto moppeln per Benzin,  
Im Landtag Neben schwingen,  
Im Boote schaukeln sich in Kiel,  
Mitbach zur Strede bringen.

Wird wo 'ne Brücke eingeweiht,  
Unpassendes zu sagen,  
Drauf Mittagbrot für zwanzig Mark  
So etwas liegt im Magen.

Bis jetzt ist mit dem Luftballon  
Noch keiner aufgestiegen; — —  
Na, was nicht ist, das kommt vielleicht,  
Das werden wir noch kriegen!

Wau-Wau.

Nachdruck verboten.

## Der Vollen.

Ein wahres Geschichtchen von Gustav Hochstetter.

Ich kann es nicht für mich behalten, es muß heraus:  
Ich habe gestohlen.

Nicht etwa den Stoff zu einem Drama. Daraus würde ich mir keinen Vorturf machen, das haben Größere gethan. Nein. Etwas ganz Materielles hab' ich gestohlen.

„Ich kann's nicht mehr für mich behalten, daß ich gestohlen habe. Und das brauch' ich auch nicht! Diebstahl ist ein Verbrechen. Selbst das schlimmste Verbrechen verjährt nach 2 Jahrzehnten. Und daß ich gestohlen habe, das ist schon weit über 20 Jahre her. Zurzeit meines Delikts war ich sechs Jahre alt, trug ein kurzes, braunes Sammethöschen und lief in die erste Klasse einer Gymnasialvorschule. Dieses Bildungsinstitut hatte drei Klassen und jede zählte etwa 30 Schüler. Wir waren somit unter etwa 90, und — — alle 90 haben gestohlen. Ich will auch gleich sagen, was ich gestohlen habe. Einen Vollen.

„Bardon, einen Vullen? einen Buchstier? Den kann doch kein sechsjähriger Junge stehlen?“

„Nein, ich sagte nicht Vullen, sondern Vollen.“

„Ach so! Sie meinen eine Volle? Volle sagt der Berliner für Zwiebel. . .“

„Nein, Verehrtester! Ich sagte nicht „eine Volle“ sondern „einen Vollen.“ Da, wo der Neckar in den Rhein mündet, wird man mich verstehen. Da weiß man, daß ein „Vollen“ eine Zuckertange ist, die drei Pfennig kostet — notabene: wenn man sie laßt —, die, etwa einen Daumen dick und eine halbe Spanne lang ist, und die so schön schmeckt — so wunderschön!

Diese Vollen waren die corpora delicti bei uns sämtlichen neunzig Gymnasialvorschülern.

Das heißt — bis zu dem denkwürdigen Tag, an dem ich diese schmachvolle Missethat beging, konnten von den neunzig Schülern nur neunundachtzig als Verbrecher betrachtet werden. Ich als Neunzigster und Einziger war rein; meine Händchen waren noch unbefleckt von Diebesfingerschunden; makellos und vorbildlich stand ich da in meinem kurzen, braunen Sammethöschen. —

Aber die anderen wollten sich absolut nicht dazu entschließen mich als Vorbild zu betrachten. Ganz im Gegenteil. In nicht eben freundschaftlichen Anspielungen gaben sie mir zu verstehen, daß ich durch meine übel angebrachte Ehrlichkeit sehr stark in ihrer Achtung gesunken sei. Es war um die Zeit der Mai-Messe. Auf dem Paradeplatz standen die Zuckerbuden in Reih' und Glied, und in jeder waren Hunderte von „Vollen“ ausgestellt. So verlockend und übrigens auch so unvorsichtig ausgestellt, daß es wirklich keine Kunst war, eben mal zuzugreifen, wenn die Verkäuferin wegsah. Jeden Morgen und jeden Nachmittag, ehe die Schule begann, kamen ein paar von den Herren A.B.C. Schülern mit Sieger-Mienen an, die Taschen dick von den gemopften Süßigkeiten, die als „gute Preise“ kollogial getheilt wurden. Bloß ich bekam nichts ab, nichts als böse Blicke und giftige Sticheleien. Und eines schönen Tages (es war am 12. Mai, einem Tag, von dem man schließlich verlangen darf, daß er schön ist), trat eine eigens gewählte Kommission an mich heran und bedeutete mir ernstlich, daß die Geschichte so nicht weitergehen könne.

Die Kommission bestand aus dem Ältesten meiner Klasse. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Ältesten die Rezenten, die „Sitzengebliebenen“, also eigentlich dumme Kerle waren. Aber es gibt keine höhere Alters-Ehrfurcht, als die, die ein sechsjähriger Hofenmag vor einem siebenjährigen hat. Vorgefährlich also, wenn ich mit Hochachtung und Demuth zuhörte, wie die Hofenmag-Kommission ihren Antrag begründete.

Es herrscht, so hieß da, allgemeine Entrüstung über meine Unmännlichkeit. Während selbst die Allerkleinsten schon ihre 6 bis 8 Vollen gestohlen und — trotzdem ich von guter Mittellänge war, — ein derartiges, wünschenswerthes Entgegenkommen noch nicht an den Tag gelegt. Und nicht nur, daß ich nicht für die Anderen gestohlen hätte, auch nicht einmal für meine persönlichen Privatbedürfnisse hätte ich diese mannhafteste Kühnheit bewiesen,



sondern ich hätte es vorgezogen, in zweifacher Hinsicht meinen Vollenkomsum immer bar aus den Mitteln zu bestreiten, die mir von Hause aus als Taschengeld zur Verfügung gestellt waren. Man fand dieses Verhalten von mir unter aller Manneswürde und man wollte jeden ferneren Verkehr mit mir definitiv abbrechen, wenn ich nicht innerhalb der nächsten 24 Stunden einen Vollenstehlehrling zur Ausführung brächte, und zwar in Gegenwart zweier einwandfreier Zeugen, die ich mir aus den Mitgliedern der Kommission zu wählen habe.

Wir sehen, der Mensch braucht nicht erst Student oder Leutnant zu werden, um verschrobene Ehrbegriffe zu bekommen. Unter günstigen Verhältnissen kann das Pflänzchen dieser Verschrobetheit auch schon bei einem sechsjährigen Hosenmak sich recht weiter entwickeln. Und was mich anbelangt, so war ich nach den Ausführungen der A.-B.-C.-Schülerkommission vollkommen davon überzeugt, daß es meine heiligste Ehrenpflicht sei, sofort und schleunigst einen Vollen zu stellen. Daß meine Mutter, der ich früher von den Heldenthaten der Anderen erzählt hatte, daß Vollenstehlen eine Ehre nannte? Ein, so eine Mutter ist oben doch nur eine beschränkte, ältere Dame! Ich zuckte verächtlich meine kleinen Schultern, dann steckte ich mutig die Hände in die Taschen meines kurzen, braunen Sammethöschens und, gefolgt von den beiden Einwandfreien, zog ich nach dem Plage, wo die Budebuden standen. Mannhaft wartete ich ab, bis die Verkäuferin weggeschaut, mannhaft ergriff ich mit der Rechten eine Budestange, und mannhaft lieferte ich dann meinen Raub den beiden Einwandfreien aus, die das corpus delicti sofort auf dem Wege des Luschens aus der Welt schafften.

Das war Nachmittags um 4 Uhr.

Ich litt an einer Art von Mannhaftigkeits-Rausch, der bis um 8 Uhr währte, bis zur Stunde des gemeinsamen Abendbrotes am Familientisch. Bei dem ersten Blick aus den Augen meiner Mutter hat sich meine Mannhaftigkeit überraschend schnell verflüchtigt. Lange Zweifel stiegen in mir auf. Hat man etwas gemerkt? Weiß man? Ach Gott, was werden die Eltern dazu sagen? Ich schaute keinem ins Gesicht. Jänner auf den großen Abreißkalender, drüben an der Wand. Er zeigte den zwölften Mai.

Gemerkt hat keiner etwas. Aber Abends gegen 10, als ich allein in meinem Bettchen lag und es leer und schwarz und dunkel im Stübchen war da kam ganz ohne fremden Zutritt, ganz von allein — die Neue heiß und schmerzlich in mir aufgestiegen, und ein paar mal sprach der kleine Hosenmak, der sich nun gar nicht mehr recht mannhaft vorkam, laut in die finstere Nacht hinein: „Heute, am 12. Mai, habe ich gestohlen!“

Und dann weinte der Hosenmak bitterlich und schwor, es nie und nimmer wiederzutun.

Was ist mannhaft und, was ist kindisch?

Wer ist schuldig und wer nicht?

Eine verfluchte Geschichte! Jedenfalls ist es gut, wenn ein Mann ein Mann ist. Und jedenfalls ist es schlimm, wenn ein Leutnant seinen Kameraden niederknallen, wenn ein Studio dem anderen das Gesicht verbacken, und wenn ein kleiner Junge für seine Mitschüler Vollen stehlen muß.

## Der Solitär.

Humoreske von E. von Weizberg.

Im Hotel „Zum weißen Falken“ kamen regelmäßig drei bis vier Herren zum Mittagessen zusammen. Ursprünglich hatte sie der Zufall dahin verschlagen; aber wie das so geht: die Kontinuität erzeugte schließlich eine Art von Freundschaft. Ursprünglich war es nun der gleiche Geschmack an dem Diner des Hotels, dann hielt das Bedürfnis nach guter Unterhaltung die Gäste noch ein Stündchen beim Schoppen zusammen.

Man sagt ja, daß der Wein die Zungen löst; und mit der Zeit wußte jeder einzelne von den Stammgästen über den andern genau Bescheid, jeder war in die kleinen Leiden und Freuden des andern — es waren natürlich lauter Junggesellen — eingeweiht und nahm auch Anteil daran.

Der Professor erzählte von dem mannigfachen Nerges, den er in der Schule gehabt; der Bankier berichtete von Kurstürzen und Kurssteigerungen; der Arzt erzählte von seinen interessanten Fällen, und es wurde ihm nur der Mund verboten, wenn man direkt beim Essen war und sich durch Krankheiten den Geschmack nicht verderben lassen wollte. Der vierte am runden Tisch war ein jugendlicher, talentvoller Maler, der aber keinem der drei Stammtischfreunde jemals ein Bild von sich zeigte, mit dem Bemerkten, es könne so aussehen, als ob er ihnen etwas verkaufen wollte.

Die drei lächelten dann, und der reiche Bankier, der neben seiner außerordentlichen, fast zur Manie gewordenen Liebhaberei

für schöne Brillanten auch Interesse für Bilder hatte, kaufte ihm doch hin und wieder heimlich ein Bild ab, um den feurigen, jungen Künstler zu unterstützen und ihm das Vordringen auf der steilen Bahn des Ruhmes zu erleichtern.

Eines Tages wurde die Zahl der Mittagsgäste um einen vermehrt.

„Meine Herren,“ mit diesen Worten trat der Hotelbesitzer an den Stammtisch, „seit gestern wohnt bei mir im Hotel eine junge Dame, nicht ganz jung mehr, auch nicht hübsch, — ich glaube, sie ist eine Amerikanerin und studiert hier an der Universität. Würden Sie gestatten, daß sie an Ihrem Tische Platz nimmt? Sie hat niemand in Berlin und möchte gern ein bißchen Anschluß finden.“

„Wenn sie nett und anständig ist,“ sagte der Doktor, „und wenn sie Medizin studiert.“

„Ach, was, Doktor! Wenn sie Philologie studiert, kann sie auch herkommen.“

„Aber, meine Herren, soll ich vielleicht verlangen, daß sie Malerin ist?“ warf der Maler ein.

„Sie haben recht,“ schloß der Bankier die Diskussion, „ihr Beruf muß uns ganz gleichgültig sein, sonst könnte ich ja verlangen, sie wäre Bankiere.“

Alle lachten und erklärten dem Hotelbesitzer, er möge ihnen nur die amerikanische Miß zuführen.

Sie kam auch, war sehr dezent und elegant angezogen, Ausganges der Zwanziger, höchstens Anfang der Dreißiger, nicht hübsch, aber gut erzogen und machte den Eindruck einer vornehmen Dame. „Gestatten Sie, meine Herren: Miß Norris!“

Die Herren standen auf, verbeugten sich, und die Amerikanerin nahm in ihrer Mitte Platz.

Während des Essens wurde nicht viel gesprochen, — man beobachtete; und besonders der Bankier konnte seine Augen nicht von den zierlichen, aristokratischen Händen der Amerikanerin wenden, die so geschickt die Speisen für den Weg vom Teller zum Munde vorzubereiten verstanden. Aber es war nicht die Art, zu essen, die den Bankier anzog, nicht die wirklich schöne Hand, die das Auge des Malers reizte, sondern es war der herrliche Brillant, der an ihrem Ringfinger funkelte.

Zu der winterlichen Dinerstunde leuchtete die elektrische Krone, und der prachtvolle Stein schloß funkelnde Strahlen, die fast blendend in das Auge des Bankiers fielen. Er verstand sich auf schöne Solitärs, und er glaubte keinen schöneren je gesehen zu haben. Dazu fehlte ein solcher Stein in seiner Sammlung. Die Sehnsucht, ihn zu besitzen, wuchs mit jeder Minute; nur wußte er nicht, wie er es anfangen sollte, das herrliche Kleinod in seinen Besitz zu bringen.

Er war ein gut erzogener Mann, und es hätte sich der allein-stehenden Dame gegenüber durchaus nicht geschickt, wenn er gleich am ersten Tage mit dem Verlangen, ihr einen Ring abzukaufen, herausgetreten wäre. Er schwieg auch noch am folgenden und am dritten Tage; als aber Miß Norris, die sich recht gut in den Kreis der Junggesellen eingewöhnt und als eine Dame von Humor erwiesen hatte, am vierten Tage zur gewöhnlichen Stunde wiederkehrte, als vor dem Käse die anregende Unterhaltung einen Augenblick zu stocken begann, wagte der Bankier den ersten schüchternen Vorstoß.

„Sie haben da einen herrlichen Diamant am Finger, gnädiges Fräulein!“

„Ach,“ antwortete sie und lächelte ungläubig, „das ist ein ganz wertloser Ring. Nur für mich hat er eine gewisse Bedeutung, da er ein Erbstück ist und ich ihn gerne trage.“

„Der Ring ist nicht wertlos, verlassen Sie sich auf mich, ich bin ein Kenner. Ich zahle Ihnen gleich fünftausend Thaler auf den Tisch.“

Die Amerikanerin lächelte noch mehr und noch ungläubiger, aber der Maler sagte:

„Der Bankier, gnädiges Fräulein, ist ein großer Kenner, auf den können Sie sich verlassen!“

Miß Norris schüttelte den Kopf:

„Der Stein ist nicht so wertvoll, sicher nicht.“

„Aber ich habe schon manchen Brillanten in der Hand gehabt, gnädiges Fräulein, Sie können mir vertrauen. Fünftausend Thaler!“ und dabei griff er schon nach der Brieftasche.

„Ich glaube es Ihnen nicht, und wenn ich es glaubte, würde ich den Ring doch nicht verkaufen. Aber Sie können überzeugt sein, er ist keine fünfhundert Mark wert.“

„Nun, das läßt doch auf einen Versuch an. Hier, gerade gegenüber, wohnt der erste Juwelier, dem Sie gewiß Vertrauen schenken. Wollen wir hinübergehen und den Stein abschätzen lassen?“

Die Miß schüttelte immer noch lächelnd den Kopf; aber als ihr schließlich auch die anderen Herren zuredeten, erfüllte sie das Verlangen des Bankiers, und der ganze Stammtisch brach auf nach dem Laden des Juweliers, der den Ring in Empfang nahm.



und nach eingehender Prüfung erklärte, er sei mindestens fünfzehntausend Mark wert.

„Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein,“ begann der Bankier triumphierend, als sie den Laden verlassen hatten, „Sie besitzen da ein Kleinod und wissen es gar nicht.“

„Ach, ich glaub's immer noch nicht!“

Damit trennte man sich.

Am nächsten Tage kam Mij Norris nicht zu Tisch. Aber den Tag darauf erschien sie wieder zur regelmäßigen Stunde, und schöner als je funkelte der Solitär an ihrem Finger. Das Verlangen nach dem Kleinod in dem Herzen des Bankiers wurde unbezwinglich. Er ließ jede Beachtung der Etikette fallen und begann ganz offen und eherlich um den Stein zu handeln. Aber Mij Norris setzte seinen Bemühungen ein ruhiges „Nein“ entgegen. Sie glaube nicht an den Wert des Steines; außerdem sei er ein Erbstück, und sie trenne sich nicht gern davon. Er möge sie nicht quälen.

Eine ganze Woche lang wiederholte sich diese Scene bei jedem Mittagstisch, bis Mij Norris endlich schwach zu werden schien und erklärte, sie wolle sich's überlegen.

„Mir scheint, die Festeung kapitalisiert jetzt,“ sagte der Professor beim Abschied zum Bankier. Und richtig, als dieser am nächsten Tage noch einen energischen Sturm versuchte, ließ sich Mij Norris bereit finden, den Ring zu verkaufen, und bald glänzte der Solitär am Finger des Bankiers, und fünfzehn Tausendmarkscheine wanderten in die Tasche der Amerikanerin.

Niemand war glücklicher, als der Stammgast des Hotels „Zum weißen Falken“. Nur ein wenig wurde seine Freude dadurch getrübt, daß Mij Norris am folgenden Tage nicht erschien und den Stein an seiner Hand nicht bewundern konnte. Wahrscheinlich tat es ihr leid.

Gegen Ende der Mahlzeit trat der Wirt an den Stammtisch heran und erzählte, daß Mij Norris heute früh abgereist sei und sich den Herren aufs Angelegentlichste empfehlen lasse. Da wurde der Doktor mißtrauisch, und auch dem Bankier schien es, als ob sein Ring das eigentümliche Feuer verloren habe.

„Ich glaube, Sie Finanzmann, mit Ihnen hat sich etwas zugegetragen. Sehen Sie doch mal Ihren Ring an. Die Abreise der Mij ist mir zu verdächtig.“

„Mir schien es auch heute Morgen so, als ob der Stein nicht so feurig wäre als früher; aber das kann auch an meiner Beschäftigung liegen; der Staub im Comptoir, auf der Börse. Ich habe ihn gewaschen, und da ging es wieder. Aber Sie machen mich mißtrauisch. Wollen wir doch einmal hinüber zum Juwelier gehen.“

Die vier Stammtischfreunde tranken aus und gingen hinüber nach dem Laden. Der Juwelier nahm den Ring in die Hand und erklärte auf den ersten Blick, das sei nicht derselbe, den vor einigen Tagen das Fräulein gebracht habe; der sei keine hundert Mark wert.

Der Bankier war verblüfft; aber die anderen lachten und meinten, jede Liebhaberei, die zur Leidenschaft werde, müsse bestraft werden, und es treffe ja keinen Armen.

## Aus der Sommerfrische.

Vor der Hausthür hält der Wagen,  
Der mich fährt zur Bahnstation,  
Rasch die Koffer zugeschlagen,  
Die gepackt seit Tagen schon.  
Und nun auf der Freude Wogen  
In die Ferien flott gezogen!

Im Coupé herrscht Siebehitze,  
Weil der Zug im Sonnenbrand  
Seit 3 Stunden — wie ich schwitze! —  
Auf dem Fahrgeleise stand.  
Und ich denke an die Kühle  
Von zu Haus mit Behagel!

Auf der Fahrt — dieselbe Leier! —  
Brennt die Sonne immerzu,  
Dieses Schwitzbad, — hol's der Geier! —  
Bringt mich um Genuß und Ruh.  
Wie viel Pfund ich wohl verliere,  
Wenn ich so fort transpiriere?

Auf der Station ich schaue  
Nach dem Kellner und steig' aus,  
Der reicht mir das Bier, das laue,  
Und das schmeckt, es ist ein Graus!  
Du der Hüh', daß Gott erbarme,  
Stammt jetzt noch der Trunk, der warne.

Endlich hab' das Ziel der Reise  
Ich halb aufgelöst erreicht,  
Und ein Dankgebet ganz leise  
Sich hinauf zum Himmel schleicht.  
Ins Hotel ich schleunigst schreite,  
Mein Gemach liegt — Sonnenseite!

Bei den Touren in der Nähe,  
Gibt der Wirt mir zu verstehen,  
Läßt sich Schatten, — dreimal wehe!  
Bitterwenig nur erspähen.  
Klingt wohl süß' ich, wie geboten,  
Ach, wohin bin ich gerathen?

Und gepfeffert sind die Preise,  
Wie man sie bei uns nicht kennt,  
Selbst für eine Eierspeise  
Muß ich blechen, ganz horrend.  
Wenn ich seh', was ich muß bluten,  
Fassen mich des Bornes Gluthen!

Nachts im Federbett, dem dicken,  
Wälz' ich rußlos mich umher,  
Diese Hitze, zum Erstickn!  
Und die Decke zentnerschwer.  
Von der Stirn rinnt Schweiß, ich wische

Und das nennt man Sommerfrische!

Magdeb. Gen.-Anz.

## Steuerzahlers Wunsch.

Es liegt die Zukunft auf dem Wasser  
Das geb ich mit Vergnügen zu,  
Drum bin ich auch kein Flottenhasser  
Nein, Schiffbau ist nach meinem Gout.

Nur geh man nicht ins Zeug zu scharf,  
Bau Schiffe, doch nur nach Bedarf!  
Wer zu schnell baut Schiff über Schiff  
Kommt leicht aufs finanzielle Riff.

Die deutschen Küsten gilt's zu schützen  
Und dito Handel und Verkehr,  
Wenn wir dazu die Kräfte nützen  
Reicht aus die Flotte auf dem Meer.

Wir haben Schulden und darnan  
Geh' sparsam man mit Kreuzern um,  
Es tret' im Flottenbau heran  
An uns nur kein zu flotter Plan!

Wau.Wau.

## Brief an einen „modernen“ Maler.

Dingsburg, den 12. Juli 1904.

Geehrter Herr Nizlann!

Im Besitze Ihres sog. „Gemäldes“ muß ich Ihnen folgendes mittheilen:

Wirklich, ohne zu schmeicheln, Sie sind ein „Kunstgenie“! — So ein Bild! Gut, daß Sie Ihr „Motiv“ und eine hier sehr angebrachte „Zeichenerklärung“ in Lettern beifügten! — Bloß wie „schneidig“ Ihre „geschmackvolle“ Schilfreihe den Vordergrund besetzt hält! Sie scheinen militärische Rekrutenübungen auf das Malgebiet übertragen zu wollen. — Da sehe ich eben ein wallroth-ähnliches Ungethüm links auf dem „Konterfei“, jedoch Ihre Rathselerklärung belehrt darüber, es sei ein „Nachen mit Heulabung“. Hui! — Spürten Sie denn niemals Gewissensbisse, wenn Sie „malten“ und belamen Sie nicht ein einziges Mal von den Geistern verstorbener Künstler Rippenstöße in Ihrem „Atelier“? Wie trocken das Wasser aussieht! Und diese Plastik? — Sie wissen doch hoffentlich, was das ist? Ihre Farben „leben so richtig auf einer Fläche“. Kramfentweih scheint Ihnen noch völlig unbekannt zu sein. Sie dürften gut thun, sich welches anzuschaffen! Das Entstehen des langen, helleren Streifens quer über das ganze Bild (wobei übrigens Ihre „Fertigkeit“ im Retouchiren sonos zum Ausdruck kommt) erklären und entschuldigen Sie damit, daß Ihnen Ihr Jüngster mit dem Besenstiel über das „damals noch unvollendete Kunstwerk“ gefahren sei. Kann man's ihm wohl verargen? — Na, Herr Nizlann, ich will nicht beleedigend werden, aber ich hoffe, daß Sie mich verstanden haben. — Bitte, schicken Sie uns keine „Gemälde“ mehr, denn wir haben nicht Lust, uns öfters den Appetit verleiern zu lassen. Sparen Sie das Porto. Behalten Sie Ihre „Kunstfinger“



wohlverwahrt im verschlossenen Schrein und wenn Sie sich völlig allein dünken, — dann erfreuen Sie sich ruhig in der Mitte Ihrer Schaar. —

Ich lasse Ihnen nun hiermit, nachdem ich einige Zeit im Zweifel war, ob ich meinem Kleinen (der sich einen „Pappdeckel zum Diskutieren“ ausbat) das „Gemälde“ schenken sollte, dieses wieder zugehen mit der Shakespeare-variierenden Bemerkung: „Ich wollt' es haben, doch nicht lang' behalten!“ —

Ergabenst Dr. Painter.  
Kunstverlagsanstalt.



#### Boshast.

„Gestern habe ich zwei Ringe gekauft.“

Alte Jungfer: Ach, Herr Doktor!

„Ja, ich konnte nämlich die Hühneraugenschmerzen nicht mehr ertragen!“

#### Nachher.

A. (erzählt sehr unständlich eine Anekdote.)

B.: Das kenn' ich schon.

A.: Dazu lassen Sie mich eine halbe Stunde erzählen? Das hätten Sie doch zu Anfang sagen können!

B.: Ja, vor einer halben Stunde hab' ich die Geschichte noch nicht gekannt.

#### Bittere Pille.

Älteres Fräulein (prahlerisch): „O, Herr Rath, ich habe schon viele Körbe in meinem Leben ausgeheut!“

„Glaub' ich gern, gnädiges Fräulein, hatten ja auch hinreichend Zeit dazu.“

#### Deutlich.

Bekannter (sehr zudringlich): „Schade, also der Herr Doktor ist wieder beschäftigt? Was schreibt er denn eigentlich?“

Hausfrau: „Ich glaube, ein Werk über — — Schmarogerpflanzen!“

#### Verstreut.

Welches Ihrer Kinder wurde zuerst geboren, Herr Professor?“

„Das Älteste?“

#### Gedankensplitter.

Eine edle That braucht nicht groß zu sein — eine große aber muß auch immer edel sein.

Wer in seiner Jugend zu leicht gelebt, hat das im Alter meist schwer zu büßen.

Selbst wenn eine Frau verliebt ist, vergißt sie nie, nachzusehen, ob ihr Gut auch gerade sitzt.

#### Liebe Jugend!

Der Herr Baron, der wieder einmal als Jagdgast in einem Ort des bayerischen Hochlandes weilte, begegnet bei seinem Morgenpaziergang dem Epp, einem alten Treiber, der ihn ehrerbietig begrüßt. „Ach — kommt mir sehr bekannt vor“, läßt sich der Baron jovial vernehmen, ah, wo habe ich Sie schon getroffen?“

„Hint'n, Herr Baron, hint'n“ entwiderte darauf prompt der Alte.

#### Aus dem Tit-Bits.

Ein Muster von Ehemann.

Gattin: „Ich gebrauche etwas mehr Geld diese Woche!“

Ehemann: „Es sind ja erst zwei Tage her, seitdem —“

Gattin: „Ach was, papperlapapp! Wenn ich Dich um Geld frage, so versteht es sich von selbst, daß ich es nothwendig gebrauche und außerdem ist es vollkommen überflüssig, daß Du mich daran erinnerst, daß ich vor zwei Tagen erst etwas erhalten habe. Ich bin kein Kind, keine Untergebene, keine Sklav:n, um gleich einem unverantwortlichen Geschöpf behandelt zu werden, auch will ich solche Geringschätzung nicht länger ertragen — hast Du mich jetzt verstanden? Ich habe ebenso viel Recht zu Deinem Gelde, wie Du! O, Du, Du —“

Ehemann: „Aber, meine Liebste, Du hättest mich doch ausreden lassen sollen. Ich wollte ja nur bemerken, daß es erst zwei Tage her sind, daß ich mein Salär erhielt, und Da so viel Geld bekommen kannst, wie Du willst!“

#### Deutscher Frauen Schmuck.

Als Mutter Eva diese Welt verließ  
Und einging in das Himmelsparadies,  
Da sann der Schöpfer, wie so sehr  
Um ihrer Gaben Fülle schade wär',  
Weil er doch dieses Weibes Bier und Kraft  
Geformt für künft'ge Zeiten musterhaft.  
Drum werde jedem Volke nun ein Theil  
Von ihr zum Erbe, aller Welt ein Heil.  
Und was der Frauen Sinn davon begehrt,  
Sei ihm in Guld und Gnaden auch gewährt!  
Des Morgenlandes Tochter, rasch zur Stell',  
Erbat die Farb', wie Mond auf Rosen hell.  
Das dunke Weib, das unter Palmen geht,  
Erheischt der Wüste hehre Majestät.  
Von Süblands Reich das Weib, vom span'schen Larr,  
Erflehte heiß des Auges Flammenbrand.  
Italias Tochter die Rede wunderbar,  
Die Glabin dann das üppig schwellende Haar.  
An Frankreichs Frau'n gelangt der feine Fuß,  
Der Britin ward des Mundes süßer Gruß. —  
Als alles schon verteilt in Weit und Breit,  
Stand noch das deutsche Weib voll Schämigkeit.  
Ei, sprach der Herr, ich gab nach allerwärts,  
Was blieb? — Sie rief: Das treue deutsche Herz!  
So sei's gewährt — das beste Herz sei dein,  
Es wird kein edler Weib auf Erden sein!

#### Vexirbild.



Wo ist der Maler?

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt  
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die  
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.



## Staub vernichtungs-Öl,

von unerreichter Güte. Geruchlos. Räume  
sogar nach dem Oelen benutzbar. Kein  
nasses Putzen mehr. Ersparnis an Arbeit  
Zeit und Geld.

Preis per Liter Mk. 0.90.

Probepostkoll incl. Emballage 4 Mark  
franko gegen Nachnahme.

Ausführliche Prospekte gratis und franto,

C. Bommert,  
Frankfurt a. Main,  
Rothschilde-Allee.

Wiederverkäufer gesucht.





Nr. 162.

Donnerstag, den 14. Juli 1904.

19. Jahrgang.

## Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Und der nun wohl nicht mehr aufzufinden ist?“ sagte der Richter mit scharfer Betonung. „Sollte es nicht ein Herr aus Newyork gewesen sein? In der Nacht in der Sie plötzlich ein vermöglicher Mann wurden, haben Sie einen Mann aus Newyork zum Bahnhof begleitet, erinnern Sie sich dessen noch?“

Steinthal hatte die Frauen hochgezogen, sein Blick ruhte starr auf den Fragenden. Bestürzung spielte sich in seinem verzerrtenügen.

„Das kann ja sein“, erwiderte er, „ich habe manchen Reisenden zur Bahn gebracht.“

„Weichen Sie mir nicht aus, ich spreche von einem Amerikaner, dessen Koffer Sie trugen. Der Herr war nicht nüchtern, er hatte viel getrunken, erinnern Sie sich jetzt wieder?“

„Ja wohl, jener Herr ist abgereist.“

„Das ist nicht wahr, er ist auf dem Wege zur Bahn verschwunden.“

„Das begreife ich nicht“, sagte Steinthal, der jetzt verwirrt wurde, auf dem Bahnhofs verließ ich ihn.“

„Das wissen Sie ganz bestimmt?“

„Ganz bestimmt er gab mir ein gutes Trinkgeld wegen des Hundewetters.“

„Und seinen Koffer nahm er mit?“

„Nun natürlich.“

„Der Herr hatte Ihnen wohl gesagt, daß in dem Koffer viel Geld sei?“

Die Verwirrung Steinthals wuchs, er erinnerte sich plötzlich, daß dieser Koffer irgendwo in seinem Hause liegen mußte.

„Das weiß ich nicht mehr“, sagte er.

„Sie wissen also ganz bestimmt, daß der Herr mit dem Koffer an jenem Abend abgereist ist?“

„Sieher Gott ja, ich hab' ihn ja nicht einsteigen sehen, da ist es immerhin möglich, daß —“

„Nennen Sie diesen Koffer noch?“ fragte der Assessor rasch, indem er das Gepäckstück unter dem Tisch hervorholte.

„Es ist derselbe, den Sie an jenem Abend getragen haben!“

Im ersten Moment hatte Steinthal die Fassung verloren, eine Ahnung sagte ihm, daß er nun verloren sei.

„Das kann niemand behaupten“, sagte er mit heiserer Stimme.

„Der Koffer trägt den Namen des Verschundenen auf dem Deckel, und er ist in der Kammer Ihres Hauses gefunden worden“, erwiderte der Richter scharf. „Hier sind noch Spuren der gewaltsamen Erbrechung, und hier ist das Verzeichnis der Geldsumme, die der Koffer enthielt.“

„Ich weiß nichts davon“, rief Steinthal hastig. „eine andere Person muß ihn in mein Haus gebracht haben.“

„Glauben Sie damit durchzukommen?“ fuhr der Assessor spöttisch fort. „Man hat Sie in jener Nacht an der Seite des Amerikaners gesehen, als Sie mit ihm zur Bahn gingen; es steht fest, daß er vom Bahnhof drüben nicht abgereist ist, alle Nachforschungen nach ihm sind fruchtlos geblieben, und nun findet man

seinen Koffer in Ihrem Hause! Und nicht das allein, nein, Sie sind auch in jener Nacht plötzlich reich geworden, Sie, der bis dahin arme Dienstmann, haben am Tage darauf eine Wirtschaft gekauft, und den Kaufpreis bar bezahlt, Sie haben das Geld mit vollen Händen verschwendet und können nicht den geringsten Beweis dafür liefern, daß es auf ehrlichem Wege erworben ist. Sie sind der Mörder des Amerikaners, Sie haben seinen Rausch bemerkt um ihn zu morden und zu ertränken.“

„Halten Sie ein!“ rief Steinthal entsetzt. „Die Anklage ist falsch, ich bin kein Mörder!“

„Ihr hartnäckiges Leugnen wird Sie nicht retten“, fuhr der Assessor fort, „ich erhebe diese Anklage gegen Sie und ich bin überzeugt, daß die Untersuchung genügende Beweise Ihrer Schuld liefern wird. Sie und Kaspar Strid haben jene Verbrechen begangen, hoffen Sie nicht darauf, daß die Untersuchung resultatlos verlaufen wird, wir haben bereits schwerwiegende Beweise, die Ihre Schuld außer Zweifel stellen.“

Nach Athem ringend, strich Steinthal mit dem Taschentuch über seine Stirne, auf der der Schweiß in hellen Tropfen perlte, sein Blick war stier und gläsern geworden, ein dumpfes Stöhnen kam aus seiner angefüllten Brust.

„Nein, so ist es nicht“, sagte er heiser, „bei Gott nicht, einen Mord habe ich nicht auf dem Gewissen!“

„Auf welchem andern Wege sind Sie in den Besitz des Koffers gekommen?“

„Ich will alles bekennen, Herr Richter, nehmen Sie diese schreckliche Anklage zurück. In jener Nacht stand ich trotz Sturm und Regen an meiner gewohnten Ecke, ich hatte am Tage nichts verdient, ich wußte nicht, woher ich die Groschen nehmen sollte, um meinen Hunger zu stillen. Ich hätte zu meiner Braut gehen können, aber ich war zu stolz, beiläufig um ein Stück Brot zu betteln, ich wußte ja, wie wenig sie selbst besaß. Dennoch war ich im Begriff, es zu thun, als ich einen Herren auf mich zukommen sah, der einen kleinen Koffer trug. Ich ging ihm entgegen, und erbot mich, den Koffer zu tragen, er sah mich eine Weile starr an, dann brach er in ein lautes Lachen aus, aber er gab mir den Koffer. „Kommen Sie!“ sagte er, und dann folgten noch andere Grobheiten, die ich geduldig einstekte, um ein paar Groschen, die ich verdienen mußte, nicht wieder zu verlieren. Er war betrunken, das sah ich gleich, er sprach fortwährend, es war lauter dumpfes Zeug, so daß es mir bald unheimlich wurde. Wir mußten über die Brücke, und bisweilen wurde es noch toller, es kam wohl daher, daß der Mann keinen sicheren Boden unter den Füßen fühlte. Er machte seinen Schirm zu, der Sturm riß ihm den Hut vom Kopf, er lief ihn nach und stieg durch das Gelande hindurch auf ein Ponton, der Hut aber lag längst im Wasser. Ich war ihm gefolgt, ich stand hinter ihm, es wurde mir jetzt klar, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun hatte. Schritte eilten über die Brücke.“

Stimmen wurden hinter mir laut, die Personen konnte ich in der Dunkelheit nicht sehen. Ich wandte mich wieder nach dem fremden Herrn um, ich wollte ihm sagen, daß es die höchste Zeit



set, der Zug fuhr bald ab, aber ich konnte kein Wort über die Lippen bringen, so furchtbar stierte er mich an. „Was wollen Sie hier, Herr?“ fragte er. „Sie sind ein Mörder, Sie lechzen nach meinem Blut, aber Sie haben mich noch nicht.“ Wie ein Tiger sprang er auf mich zu, ich hielt den Koffer vors Gesicht, um mich zu schützen, er prallte in seiner Tobsucht dagegen, taumelte und stürzte über den Rand des Pontons in den Strom. Ich hörte nur noch einen Hilferuf, dann war er verschwunden.“

Übermüht trocknete Steinthal seine nasse Stirn, er atmete einige Male tief auf, es schien ihm eine Last von der Seele genommen zu sein.

„Das alles war so rasch, so plötzlich gekommen, daß ich völlig betäubt da stand“, fuhr er fort, „Hilfe konnte ich nun doch nicht mehr bringen, die reißenden Fluthen hätten den Unglücklichen längst mitgerissen. Und nun übermannte mich die Angst. Wenn Jemand den Hilferuf gehört hatte und mich auf dem Ponton fand, dann fiel auf mich, den armen Teufel, gleich der Verdacht, daß ich einen Menschen ins Wasser geworfen habe. Wenn ich auch die wahre Thatsache erzählte, man schenkte mir keinen Glauben, ich würde ins Gefängnis gebracht und dann war ich verloren. Ich kroch in den Kahn und versteckte mich, und nun kam mir der Gedanke, daß dieses Unglück für mich vielleicht ein Glücksfall werden könne. Was in dem Koffer war, wußte ich nicht, aber ich wußte, daß der Herr über Bremen nach Newyork reisen wollte, es verging also eine lange Zeit ehe man ihn vermiste, und so lange war der Koffer herrenloses Gut, dessen Verbleib niemand nachforschte. Ich hielt mich lange versteckt, dann trug ich den Koffer nach Hause, es lief Alles gut ab. Niemand sprach mich an, ich brauchte also keine Furcht zu haben, auf mich konnte niemals ein Verdacht fallen. Ich fand in dem Koffer eine große Geldsumme, ich wollte längst die Wirthschaft kaufen, jetzt konnte ich es.“

Die Feder glitt eifertig über das Papier, es war das einzige Geräusch, das sich hören ließ.

„Die Geschichte klingt etwas sehr unwahrscheinlich“, sagte der Assessor, aber seine Stimme klang jetzt nicht mehr so barsch wie vorher. Es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß der Amerikaner Sie angegriffen haben soll; glaublich erscheint es, daß Sie den günstigen Augenblick benutzte und ihn hinausgeschoben haben.“

„Wie ich Ihnen gesagt habe, so hat sich die Sachegetragen“, erwiderte Steinthal, „ganz genau so, der Himmel ist mein Zeuge.“

„Die Leiche ist bis jetzt noch nicht gefunden worden!“

„Wohl deshalb nicht, weil man sie nicht gesucht hat.“

„Und Kaspar Strid?“ fragte der Assessor rasch. „Er ist Ihr Mischkuldiger, die Bereitwilligkeit, mit der Sie ihn unterstützt haben, beweist das. Sie mußten sein Schweigen ertauschen, er ist Ihr Verwandter nicht, das haben wir bereits festgestellt.“

„Nein, er ist das nicht“, erwiderte Steinthal, „er kam eines Abends zu mir, abgerissen und halb verhungert, er sprach dieselbe Verwahrung aus, auf die Sie vorhin Ihre Anklage gründen wollten. Er hat mich gesehen, als ich mit dem Koffer zurückkam, er drohte, daß er zur Polizei gehen und Anzeige machen wollte, da mußte ich mir seine Verschwiegenheit sichern.“

Der Assessor schüttelte noch immer argwöhnig das Haupt. „Wenn der Fremde den Eindruck eines Wahnsinnigen auf Sie machte, so hätten Sie den ersten Mann, der Ihnen begegnete, anrufen und mit seiner Hilfe den Irtsinnigen in sicheres Gewahrsam bringen müssen“, sagte er, „Ihre eigene Person war ja bei einem plötzlichen Ausbruch der Tobsucht gefährdet.“

„Daran dachte ich nicht; hätte ich es gethan, so würde ich mich selbst um den Lohn betrogen haben, mit dem ich meinen Hunger stillen wollte. Ich dachte auch nicht daran, aus dem Rausch des Herrn einen Vortheil zu ziehen, ich wollte nur die Tage fordbern und es ihm überlassen, mir ein Trinkgeld zu geben. Und wenn ich im Anfang geäußert und gelogen habe, so können Sie mir das nicht verdenken, ich wußte nicht, daß der Koffer schon gefunden worden war, und seiner Haut wehrt sich jeder so lange er es kann.“

Der Assessor hatte mit dem alten Herrn einen langen, bedeutungsvollen Blick gewechselt, dann aber war er in Nachdenken versunken.

„Haben Sie mir nichts mehr zu sagen?“ bedenkten Sie wohl daß die Untersuchung die Wahrheit an den Tag bringen kann und wird, ein Geständniß, das die Thatsachen entstellt, ist schlimmer als Lügen.“

„Ich wiederhole, daß ich die Wahrheit gesagt habe, ich nehme von meinen Aussagen nichts zurück und kann auch nichts hinzufügen.“

Der Assessor holte die Photographie Burtons aus den Akten hervor und zeigte sie dem Angeklagten.

„Der Fremde, den ich an jenem Abend begleitete, ich erkenne ihn mit voller Bestimmtheit.“

„Und Sie bekennen sich schuldig, diesen Koffer unterschlagen, gewaltsam erbrochen, und das darin befindliche Geld für sich verwenDET zu haben?“

„Natürlich, ich gebe das zu.“

„So will ich für heute das Verhör beenden, denken Sie in Ihrer Zelle nach, ob Sie nichts vergessen haben, je rascher die Untersuchung geschlossen und die Sache spruchreif wird, desto besser ist es für Sie.“

Gerhard Steinthal ließ sich willig hinausführen, seine Kraft war gebrochen, er wagte keinen Widerspruch mehr.

„Was halten Sie von diesem Geständniß?“ fragte der Assessor, nachdem er den Schlusssatz des Protokolls dem Aktuar dictirt hatte.

„Daß es der Wahrheit entspricht“, erwiderte der Inspektor dessen Blick prüfend auf dem Porträt Burtons ruhte. „Mister Burton war dem Trunke ergeben und am Tage seiner Abreise stark berauscht, er hat in früherer Zeit schon mehrmals das Delirium gehabt, und je öfter diese Anfälle sich wiederholten, desto schlimmer werden sie, das kann vom Standpunkt der Wissenschaft nicht bestritten werden. So ist also kein Grund vorhanden, an dem plötzlichen Ausbruch der Tobsucht zu zweifeln, und der Thatbestand, wie Steinthal ihn geschildert hat, erscheint mir glaubwürdig. Erinnern Sie sich noch des Prozesses gegen Hugo Röder? Das alkav war der Hilferuf, den der Schiffsknecht gehört hat! Und nun weiß ich auch, wo ich dieses Gesicht gesehen habe“, fuhr er erregt fort, „es hat große Ähnlichkeit mit dem freilich entstellten Gesicht der Leiche, die wir damals rekonstruirten.“

„Lieber Himmel, wo hinaus wollen Sie mit allen diesen Behauptungen?“ fragte der Assessor überrascht. „Sie zweifeln doch nicht jetzt an der Schuld Röders?“

„Die Leiche muß wieder ausgegraben werden, fehlt am rechten Fuß eine Zehe, so ist nicht Martin Grimm, sondern Charles Burton gefunden“, sagte der alte Herr, der sich hastig erhoben hatte.

„Und dann würden Sie eine Revision des Prozesses gegen Röder beantragen?“

„Ich weiß das noch nicht, das Gericht selbst wird darüber entscheiden müssen, wenn die Leiche identisch mit dem verschollenen Mister Burton ist.“

„Die Aussage des Bräutknechts —“

„Sie war durchaus glaubwürdig unter den damals obwaltenden Verhältnissen, nun scheinen die Dinge sich anders zu gestalten. Jetzt lasse auch ich die Möglichkeit gelten, daß der Bräutknecht in der Zeitberechnung sich geirrt haben kann, Röder mag mit seinem Nessen in der That schon am jenseitigen Ufer gewesen sein, als der Hilferuf gehört wurde.“

„Ich behaupte keineswegs daß Röder schuldlos verurtheilt ist, das spurlose Verschwinden Grimms wird durch die Auffindung Burtons ja nicht aufgeklärt, aber die Schuldfrage tritt nun wieder in das Dunkel zurück, in dem sie früher sich befand.“

„Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten“, sagte der Assessor nach langem Nachdenken, „wohl aber muß ich Ihnen Recht geben, wenn Sie nun volle Aufklärung verlangen. Wir werden also gemeinsam nach jenem Dorfe reisen, wo damals die Leiche beerdigt wurde, das Weitere muß sich dann finden. Meine Ueberzeugung bezüglich der Schuld Röders wird nicht erschüttert werden, wenn wir entdecken, daß damals bei der Rekonstruktion jener Leiche ein Irrthum vorgefallen ist. Mag das Dunkel, das über dem spurlosen Verschwinden Grimms schwebt, auch niemals gelichtet werden, ich beharre bei der Behauptung, daß Hugo Röder seinen Nessen beseitigt hat.“

Der alte Herr hatte sich zum Ausbruch gerüstet, der Ausdruck seines Gesichtes bekundete, daß seine Gedanken ernst beschäftigt waren.

„Wir wollen darüber später sprechen“, erwiderte er, indem er Abschied nahm; wann können wir die Reise machen?“

„Übermorgen.“

„Ich stehe jederzeit zur Verfügung; gute Nacht.“

Ramit ging der Inspektor hinaus, der Untersuchungsrichter wanderte sichtbar verstimmt einigemals auf und nieder, dann befahl er dem Aktuar, die Akten des Röder'schen Prozesses hervorzufischen.

Fortsetzung folgt

Ein Zauberer. „Kommen Sie, lassen Sie uns gehen! Da kommt ein Mann, vor dem ich ein geheimes Grauen empfinde. Den gab letzten Sonntag Zaubervorstellungen; denken Sie nur, der ließ einen Menschen spurlos verschwinden, und wir sahen ihn nicht wieder.“ — „Paß, das kann ich auch! Reichen Sie mir nur einmal 100 Mark, und ich garantiere, Sie sehen mich auch niemals wieder!“



# Familienleben der Tauben.

Von Ferdinand Runkel.

(Nachdruck verboten.)

Die Taube das Bild der Sanftmut! Welch ein Irrtum in der Volksanschauung! Die Taube ist das leidenschaftlichste Geschöpf unter der Sonne; sie ist wild, grausam und rachsüchtig, dabei von hohen Verstandesgaben. Freilich, wenn man sie in ihren leuchtenden Farben durch die Luft schweben oder sich zutraulich an die Wange des Besitzers schmiegen sieht, aus einer Schüssel mit ihm essend, aus einem Glas mit ihm trinkend, dann könnte man anderer Ansicht werden.

Das richtige Urtheil gibt nur eine langjährige Beobachtung des Familienlebens im Taubenschlage. Vor allem bildet die Taube absolut keine fremde Einmischung in ihre persönlichen Verhältnisse, und die Rassezüchter machen die schlimmsten Erfahrungen, wenn sie gleiche Farben und gleiche Rassen verpaaren. Monatslang sitzt so ein Zwangs paar im Kasten, ohne daß die geringste Annäherung zu bemerken wäre. Der Tauber ist leichter aufgelegt, eine Herzensneigung zu vergessen; er ist trotz eines entschieden monogamen Zuges eben ein Mann und gegen weibliche Reize im Laufe der Zeit nicht unempfindlich. Wenn er acht oder längstens vierzehn Tage um seine verlorene Liebe getrauert hat, beginnt er die ihm aufgezwungene Gefährtin zu umwerben. Er zeigt sich in seiner ganzen Taubenschönheit: der aufgeblasene Kropf schimmert in goldigem Glanz; er drückt den fächerartig ausgebreiteten Schwanz auf die Erde und springt und tanzt vor der Schönen auf und ab. In tiefem Rollen und langgezogenen Lauten flötet er seine Sehnsucht aus.

Über die Täubin bleibt ungerührt; sie sieht ihn kalt und böse an, schlägt sich in die äußerste Ecke und beantwortet jede Annäherung mit Tischen, Weigen und kräftigen Flügel schlägen. Sie bewahrt eben ihrem früheren Eheherrn eine unwandelbare Treue.

Der Taubenzüchter nimmt ein solches Paar meist nach acht Tagen wieder auseinander; er weiß, daß er doch nicht zum Ziele kommt. Die Täubin würde sich monatelang dem Werben des Taubers widersetzen; und sollte sie ihm, was auch vorkommt, doch schließlich Gehör schenken und eine Konvenienzehe schließen, so trägt die Nachkommenschaft den Schaden. Eine Täubin wird ihre Eier stets mit Unlust betrachten, wenn sie ihren Eheherrn aus Gründen der Rasseinheit geheiratet; sie wird sie häufiger verlassen, und der Tauber, der meistens eine Affenliebe zu seiner Brut hat, wird Tag und Nacht auf dem Neste sitzen. Nur wenige Minuten bleiben ihm, um seinen Hunger zu stillen. Die Täubin aber beginnt eine reguläre Mastkur. Da sie an den Paarlasten gebunden ist, so frist sie anhaltend und läßt dem brütenden Eheherrn nur schäbige Reste. Nachdem sie ihren Geflüsten so lange gefröhnt, daß der Kropf bis zum letzten Plätzchen ausgefüllt ist, begehrt sie die Persibie, in dem Trinfgeschirr zu baden, natürlich erst, nachdem sie ihren Durst ausgiebig gestillt. Der brütende Tauber findet, wenn er mittags vom Neste aufsteht, schmutziges oder in vielen Fällen gar kein Wasser vor. Eine zeitlang erträgt er im Interesse der Brut ohne Murren die Niederträchtigkeiten seiner jungen Frau; dann aber kommt es zu ersten Konflikten, in denen die kräftige, ausgereifte Täubin dem vom anhaltenden Brüten und der mangelhaften Kost ziemlich reduzierten Tauber stets überlegen ist. Der kluge Eheherr sieht das auch sehr bald ein; er überläßt der herzlosen Gattin den Pantoffel und denkt, siebzehn Tage sind keine Ewigkeit. In dem Augenblicke, wo die kleinen, gelben Täubchen die Schale durchbrochen haben, ändert sich die Situation. Der zärtliche Vater verläßt sie zwar noch wenig, während der Nacht gar nicht, aber er gewinnt doch schon etwas mehr Zeit für sich. Er erscheint jetzt zeitig beim Fressen und scheucht mit einem grossenden Ruckeln die böse Sieben weg; bald glättet sich das ruppige Gefieder, das Auge blüht, der Tauber ist wieder im Vollbesitz seiner Kraft. Trotzdem ist er nicht imstande, beide Junge zu ernähren; eins verhungert notwendig, und der Züchter muß sich mit diesem Resultat begnügen.

Nun wäre das einfachste in solchen Fällen, die Täubin aus dem Paarlasten zu nehmen und dem Tauber allein die Sorge um die Brut zu überlassen; das geht aber gar nicht an, denn sobald der Tauber sich allein sieht, verläßt er die Eier ohne weiteres. Er will also seine Gattin um sich haben, trotz der ausgesprochensten Abneigung. Vielleicht hegt er Hoffnung, die Widerpensige doch

noch zu ihrer Pflicht zurückzuführen; vielleicht wirkt auch das Gefühl der Einsamkeit auf ihn; der Züchter kann nichts anderes tun, als soviel Futter in den Kasten zu streuen, daß selbst bei dem größten Appetit der Täubin für den brütenden Gemahl noch genug abfällt.

Im allgemeinen empfiehlt es sich nicht, alte Taubenpaare zu trennen und nach den Rassen neu zu verheiraten. Wer Rassen züchten will, der lege für jede einen besonderen Schloß an und mische sich nicht ins Familienleben. Das ist stets vom Uebel, wenngleich es nicht immer so schlecht ausfällt, wie oben erzählt. Denn es gibt unter den Täubinnen, wie unter den Frauen, auch solche mit weniger festen Grundzügen, die leicht jedem schönen Tauber Gehör schenken; meist haben sie aber dann auch keine große Kindesliebe, und sie verlassen oft drei Nester mit Eiern, ehe sie sich entschließen, fertig zu brüten. Das ist eben in dem Charakter begründet. Sie ziehen eben den Gatten der Brut vor; das Küssen und Kosen scheint ihnen angenehmer, als Brüten und Füttern. Auch direkte Korrupsionen finden sich in einem großen Schlag, die sich grundfänglich an keinen Tauber paaren und ihr Leben der freien Liebe opfern. Ebenso beobachtet man ganz hartgefottene Junggefallen oder jahrelang trauernde Witwer.

So hatte ich einen großen, wildblauen Tauber, der bei dem ersten Flug nach dem Ausrücken der jungen Brut sein Gemahl durch einen Habicht verlor. Er fütterte mit Hilfe einer Nachbar-täubin seine beiden Jungen groß und war nie zu bewegen, sich von neuem zu paaren, trotzdem eine schwarzbunte Französin ihm leidenschaftlich nachstellte; sie hat nachher seinen Sohn geheiratet, einen schlanken, mehlfahlen Jüngling, und ist sehr glücklich geworden. Ein schwarzer Tauber mit einer schönen Haube und goldschimmernder Brust flog mir eines Tages zu; er paarte sich an eine blaue Täubin und zog bis spät in den Winter regelmäßig seine beiden Jungen groß. Beim Herannahen des Frühjahrs verließ er ohne Grund seine Ehehälfte und suchte sich eine andere, mit der er wieder eintätig eine Saison verlebte, um auch sie zu verabschieden und sich mit dem neuen Lenz ein neues Liebchen zu fären. Wir nannten ihn nicht anders, als den Laifongatten. Schließlich hat er den Frevel begangen, seine eigene erwachsene Tochter zu ehelichen; da er aber ein fleißiger Bräuter war, so ließ ich ihm alles hingehen.

Ein anderer Tauber wurde mir vereinzelt geschenkt; es war ein roter Engländer mit weißen Spiegeln (Flügelspitzen) und weißem Herz, mit mächtigem Kropf und befiederten Füßen. Es war ein stolzer Kerl, der sich anfänglich gar nicht mit dem deutschen Feldpöbel abgeben wollte. Er wandte seine ganze Liebe mir zu und wurde bald so zutraulich, daß er mir aus der Hand frag und jeden Morgen stundenlang bei mir im *Parc* saß. Endlich kaufte ich ihm für teures Geld eine ebenbürtige Gefährtin; ich baute ihm ein elegantes Haus mit besonderem Auszug. Aber Wochen und Wochen verstrichen, ohne daß auch nur die geringste Annäherung zu bemerken gewesen wäre. Schließlich öffnete ich ihm das Haus, weil ich glaubte, daß die Sehnsucht nach der Freiheit alle anderen Gefühle in ihm erstickt hätte. Er war auch bald wieder mein regelmäßiger Morgengast, während seine designierte Gattin zu dem Feldpöbel in den großen Schlag flog; sie kehrte zwar jeden Abend in ihre elegante Wohnung zurück, aber ihr Herz blieb drüben, und zwar bei einem schlichten, blauen Wildflieger.

Mein großer Engländer — er hatte sich auf den Namen „Lord“ zu hören gewöhnt — machte in meinem Arbeitszimmer die Bekanntschaft des jungen Fräulein Rothschild, eines herrlichen, weißen Täubchens, dessen Flügel einen schildförmigen roten Besatz hatten. Er freite sie vom Fleck weg und führte sie in sein schönes, eigenes Haus, das die Engländerin bereits verlassen hatte, um ihrem Geliebten in sein schäbiges Nest zu folgen.

Ich hatte es nicht zu bereuen; denn beide Paare zogen viele und sehr schöne Kinder, meist mit den guten Eigenschaften beider Rassen ausgezeichnet.

Ehebruch findet sich ebenfalls im Taubenschlag, und auch der verheiratete Don Juan ist nicht ohne Beispiel... tout comme chez nous.







## Schutzkleidung gegen die Gefahren von Wechselströmen hoher Spannung.

Von Prof. Dr. L. G.

(Nachdruck verboten.)

Die Anwendung hochgespannter Ströme zur Uebertragung elektrischer Energie auf weite Entfernungen hat im letzten Jahrzehnt gewaltige Fortschritte gemacht. In den Hauptzentralen und Hochspannungslaboratorien großer elektrischer Werke arbeitet man heutzutage mit Strömen, deren Spannungen 100 000 Volt, 150 000 Volt und mehr betragen, und es ist einleuchtend, daß mit der Steigerung der Spannung auch die Lebensgefahr für denjenigen wächst, der mit solchen Strömen zu arbeiten hat. Eine zufällige oder unvorsichtige Berührung der Leitungen solcher Ströme oder der in die Leitungen eingeschalteten Apparate würde den augenblicklichen Tod zur Folge haben. Als Schutzvorrichtungen gegen diese Gefahr wandte man bisher ausschließlich isolierende Substanzen an, das sind Substanzen, welche den elektrischen Strom nicht leiten, z. B. Gummi; man bekleidete die Teile, die am ehesten der Gefahr der Berührung ausgesetzt sind, also vor allem Füße und Hände, mit Schuhen und Handschuhen aus Gummi. Um indessen gegen Ströme von so hoher Spannung einen sicheren Schutz zu gewähren, müßte der Gummi von solcher Dicke sein, daß die freie Beweglichkeit in hohem Maße beeinträchtigt, wo nicht gänzlich ausgeschlossen wäre. Ein anderer Weg sollte nun in überraschend einfacher und sicherer Weise zum Ziele führen: Die Erfahrung sowohl, wie die mathematische Physik lehren die Tatsache, daß keine freie Elektrizität im Inneren eines elektrisierten Leiters existiert, sondern daß sie sich ausschließlich auf der Oberfläche des Leiters befindet, und daß in dem von dieser umschlossenen inneren Raum eine elektrische Wirkung nicht ausgeht. Den experimentellen Nachweis für die Richtigkeit dieses Satzes hat der berühmte englische Physiker Faraday gegeben: Er ließ sich ein isoliert aufgestelltes, mit metallischer Oberfläche vollkommen bekleidetes Zimmer bauen und begab sich selbst, mit den empfindlichsten Elektroskopien ausgerüstet, in dasselbe hinein. Wie stark er nur auch von außen das Zimmer mittels großer Elektrifizierungsmaschinen elektrisieren ließ, — es konnten außen lange Funken aus den Wänden gezogen werden — im Innern des Zimmers ließ sich keine Spur von Elektrizität nachweisen. Von dieser Tatsache ausgehend, kam nun Professor Artemieff aus Kiew auf den glücklichen Gedanken, die Schutzkleidung nicht aus isolierendem, sondern im Gegenteil aus sehr gut leitendem Material herzustellen, und hat so ein Schutzkleid erfunden, welches den menschlichen Körper vollkommen gegen Wechselströme höchster Spannung schützt. Dasselbe ist aus feiner, dichter aber genügend durchlässiger Kupfergaze aus einem einzigen Stück gearbeitet und umhüllt den ganzen Körper, also auch Hände und Füße, sowie den Kopf vollständig. Der galvanische Widerstand der Schutzkleidung ist äußerst gering; er beträgt von Hand zu Hand etwa 0,017 Ohm, das Gesamtgewicht ist 1,5 Kilogramm und seine abkühlende Oberfläche 15 000 Quadratcentimeter, so daß während einiger Sekunden ein Strom von 200 Ampère ohne fühlbare Erwärmung hindurchgeleitet werden konnte. Ein Strom oder Funke, der das Gewand trifft, kann nicht ins Innere zu dem von ihm umschlossenen Körper dringen, sondern wird ausschließlich durch die metallische Oberfläche fortgeleitet. Mit einem solchen Gewande bekleidet, hat nun Professor Artemieff zuerst im Hochspannungslaboratorium der Aktiengesellschaft von Siemens & Halske und dann in der letzten Sitzung des Elektrotechnischen Vereins zu Berlin vor einem zahlreichen Auditorium höchst interessante Versuche ausgeführt, welche zeigten, daß die von ihm erfundene Kleidung den Träger in den Stand setzt, jede Arbeit an Leitungen oder Apparaten, welche unter Hochspannung stehen, gefahrlos vorzunehmen. Aus einer Leitung, in welcher eine Spannung von 75 000 Volt bei 50 Perioden aufrecht erhalten wurde, zog er, unisoliert auf dem Boden stehend, mit der Hand oder mit dem Kopf mächtige Funken und berührte dann die Leitung. Dasselbe tat er, als die Spannung auf das Doppelte, also auf 150 000 Volt, erhöht wurde; er zog Funken aus den beiden Polen und berührte auch die letzteren. Den unbewaffneten Körper würde eine solche Berührung auf der Stelle getötet haben. Er stellte durch Berührung der Pole der Primärmaschine, welche einen

Strom von 1000 Volt erhielten, Kurzschluß her; der Kurzschlußstrom betrug dabei 200 Ampère. Professor Artemieff führte alle diese Versuche aus, ohne, wie er versicherte, die geringste Wirkung des Stromes auf seinen Körper zu verspüren. Ursprünglich leitete ihn bei seiner Erfindung lediglich die Absicht, den Praktikanten seines Laboratoriums bei ihren Arbeiten mit hochgespannten Strömen Schutz zu gewähren; es ist aber ersichtlich, daß seine interessante Erfindung auch für die Praxis von höchster Wichtigkeit ist.

**Der Marmor,** dieser schöne, weiße Stein, dessen Name kein wissenschaftlicher, sondern nur ein technischer ist, besteht aus Schwefelsäure und Kalk. Man findet ihn, wie den Marmor, von mannigfaltigen Farben und verschiedener Härte; doch ist er stets weicher als dieser und bildet in den Gipsbrüchen die untersten Schichten. Die Behandlung des Marmors ist wegen seiner großen Weichheit leichter, als die des Marmors. Er läßt sich mit dem Messer schneiden und wird mit stählernen Werkzeugen aus freier Hand oder auf der Drehbank beliebig geformt. Man poliert ihn, weil er weniger dicht ist und daher die Politur schwerer annimmt, mit einer breiartigen Masse aus Kreide, Seife und Milch und zuletzt mit Flanell; dadurch erhält er eine gelbliche Farbe, die aber mit der Zeit dunkel wird. Nur der härtere Marmor kann zu Bildhauerarbeiten verwendet werden; aus dem weichen verfertigt man Vasen, Lampen, Säulen an Stuhlhüben etc. Diese Verarbeitung war schon den Alten bekannt; das Wort Marmor bedeutet eine Balsambüchse. Der florentinische Marmor ist der beste; doch lassen sich Geschirre zu Flüssigkeiten, selbst aus dem härtesten, nicht durchaus bereiten, weil er im Wasser sich auflöst und dadurch der Gesundheit nachteilig wird; ebenso springt er auch durch schnelle Erwärmung. Künstlerischer Marmor läßt sich durch eine Mischung von Alaun und Gips hervorbringen; auch bloßer Salpeter kann dazu verwendet werden, ist aber dem Marmor weniger ähnlich. Auf dieselbe Weise, wie Marmor, kann auch der Marmor gefärbt werden: entweder mit metallischen Auflösungen oder mit geistigen Tinkturen aus färbenden Pflanzenstoffen, und mit gefärbten Ölen.



**Das erste schwedische Schauspiel,** eine Darstellung aus der Leidensgeschichte des Erlösers, fand unter der Regierung Johannis II. statt. Der Darsteller des Kriegsknechts, welcher die Seite des Gekreuzigten zu durchstechen hatte, stieß vom Feuer der Aktion hingerissen, die Lanze in das Herz des Unglücklichen, der vom Kreuz herabfiel und ein junges Mädchen, das die Jungfrau Maria repräsentierte, erdrückte. König Johann, erzürnt über die heillose Tat, stürzte auf die Bühne und spaltete mit seinem Schwert den Kopf des Schuldigen. Die wütenden Zuschauer, empört über die grausame Strenge des Königs, brachten nun ihrerseits den Kopf des letzteren den Manen des Kriegsknechts als Sühnopfer dar.

**Eine Anleihe Richards II.** Als dieser die Stadt Shrewsbury besuchte, schloß ihm Sir Reginald de Milton, der Anführer des berühmten Dichters, die damals bedeutende Summe von vierzig Mark vor. Darauf stellte Richard ihm ein gnädiges Handschreiben aus, und 21 Jahre später eine feierliche Anerkennung der Dienstleistung seines „Treuen und Geliebten“, nebst der Zusicherung, das Kapital zu nächsten Ostern treu und redlich zurückzuerhalten.

**Strenge Gesetze gegen die Hagelholzer in alter Zeit.**

Nach den römischen Gesetzen konnte ein Hagelholz niemals erben. Auch die Juden hatten ihre Strafgesetze gegen die alten Junggesellen; in einem jeden ihrer 613 Gebote war jeder nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Lebensjahre verbunden, zu heiraten. Die Rabbiner hatten manche Sprüche zu gunsten der Ehe und gegen Hagelholzer; z. B.: „Wer keine Kinder hinterläßt, ist kein Mann und muß wie ein Mörder angesehen werden.“ Das Gesetz des Eysurg war den Segnern der Ehe im alten Sparta nicht günstiger. Nach ihm galten sie für ehrlos und konnten keinen Teil an der Regierung nehmen; sie blieben von den bürgerlichen und militärischen Ämtern ausgeschlossen und durften bei keinem öffentlichen Fest erscheinen. Nur bei gewissen Plätzen mußten sie sich auf die Plätze begeben, wo das Volk Spott mit ihnen trieb; von den Frauen wurden sie zu den Märkten geführt, um sich daselbst mit Ruten schlagen zu lassen und gewisse Lieder zu singen, die zu ihrer Verspottung gedichtet waren.